

Predigt über Lk 15 am 2. Juli 2017 in der Marktkirche Hannover

Gott ist einfach ein netter Kerl. So wie ein älterer Onkel, der gelegentlich zu Besuch kommt. Der viel Verständnis hat. Er ist einfach nur lieb, voller Güte. Der gütige Vater eben. Ja, so ist Gott, sagt der Prediger, wenn er die Geschichte vom verlorenen Sohn auslegt und setzt Gott in Pantoffel neben sich aufs Sofa. „Verwohnzimmerung des Glaubens“ nennt Steffensky das. Einige, die auf gendergerechte Sprache achten, weisen noch darauf hin, der Vater könnte auch eine Mutter sein. Recht haben sie. Ja, ich könnte dann schnell fertig sein mit der Geschichte vom verlorenen Sohn.

Ja, wenn ich nicht das Bild vom verlorenen Sohn von Max Beckmann kennen würde. Es hängt im Sprengel-Museum. Hanns Werner Dannowski hat darüber 1983 seine erste und 2013 seine letzte Predigt im Kunstgottesdienst im Sprengel gehalten, großartige Auslegungen. Die Geschichte vom verlorenen Sohn hat es in sich wie auch das Bild von Beckmann.

Ein Bild von prallem Leben. Der junge Mann in der ausgelassenen Gesellschaft von drei Frauen, sie locken, scherzen, präsentieren ihre Lust mit nackten, prallen Brüsten, umwerben ihn, locken ihn. Über ihm Blumen in leuchtendem Rot. Erotik pur. Aber der junge Mann sitzt mitten drin, seinen Kopf grübelnd in seine Hände gestützt, niedergeschlagen schaut er vor sich hin. Die Schönheiten trösten ihn nicht. Er verweigert sich der Lust. „So einsam kann einer sein“, sagt einmal der Sohn Beckmanns beim Betrachten dieses Bildes. Ich las noch mal die Predigt von Hanns Werner Dannowski, Freitag im Zug von Hamburg nach Göttingen.

„Was ist das da für ein besonderes Bild“, fragte mich mein Gegenüber im Abteil mit bayrischem Akzent. „Der verlorene Sohn von Max Beckmann“ – „Darf ich mal sehen? Ach der, für die Sünde hätte er bestraft werden können“. „Nein, das gerade eben nicht“, antworte ich. Die Geschichte predigt keine Moral. Nein, ein Mensch kann sich verlieren, wenn er erwachsen werden will. Meine ganze Sympathie gehört dem jungen Kerl. Er läßt sich nicht ein Leben lang aushalten vom Vater. Er will raus. Das kennst Du aus Deinen frühen Jahren auch. Er muss da raus, er bliebe immer der kleine Bruder. Aus dem Mief der bürgerlichen Sicherheit, aus dem Elternhaus, aus der Enge der Herkunft muss er raus. Im fernen Land eine andere Sprache lernen als die immer schon gekonnte. Das ist nicht leicht. Ich erinnere mich wie ich vor genau 50 Jahren am 5. Juni mein Elternhaus verließ fürs Studium in Bethel. 1967. Am 2. Juni wurde Benno Ohnesorg erschossen, am 5. Juni brach der Krieg in Israel aus. Als Ostfriesen zum ersten Mal von zu Hause weg. Die Angst ging um, der Konflikt in Israel könnte sich zu einem Weltkrieg ausweiten. Plötzlich ohne Sicherheit des Zuhause. Aber ich hätte nicht überleben können in meinem engen Zuhause in Ostfriesland. Der Sohn nimmt sein Leben in die Hand. Er wandert aus. Entschlossen. Er hat einen Hang zur Verschwendung. Kein Geizen, kein Sammeln, kein Horten. Klasse. Nichts von Goethe und so „Was du ererbt von deinen Vätern...“ Nein. Ein Gegenbild zu den Investoren, die alles anlegen, damit am Ende Gewinn raus kommt. Der verlorene Sohn lebt. Er sucht sich und verliert sich. Du kannst dich verlieren.

Pralles Leben in der Lust am Erfolg, im Bordell der Arbeitslust.

Der Bedeutungssucht, Buhlen um Anerkennung – auch von falschen Freunden. Du kannst dich lösen von deiner Herkunft. Und kannst verloren gehen. Bist unerreichbar für die, die es gut mit dir meinen.

Du kannst dich verlieren in der Lust am Trauern. Du kannst dich verlieren im überheblichen Blick auf die verlorenen Söhne dieser Welt. Du kannst dich verlieren im Ehrenamt im Einsatz für andere Menschen, in der stillen Selbstgefälligkeit der Nächstenliebe. Verschwendung hat viele Gesichter. Im verschwenderischen Leben wächst die Hoffnungslosigkeit.

Verschwendung verbraucht.

So Beckmann. „Wenn wir halb verdurstet unsern Durst löschen wollen, erscheint das Hohngelächter der Götter“, sagt er. Der Sohn verliert sich und ist verloren. Zwischen den

Schweinen, den in seiner Kultur unreinsten aller Tiere. Wer verloren ist, ist nicht mehr dort, wohin er gehört.

Aber dann wird er ganz groß. Er sieht seine Niederlage. Beckmann meint offensichtlich, schon im Bordell zwischen den Frauen wächst eine Einsicht. Aber spätestens bei den Schweinen. Er beschönigt nichts, er rechtfertigt sich nicht, er sucht die Gründe nicht bei anderen. Er hat seinen Status verspielt „Ich bin nicht wert, dass ich dein Sohn heiße“. Das 100. Schaf aus dem Gleichnis, das wir gerade noch als Evangelium gehört haben, hatte es leicht. Es verliert sich, wird gesucht und gefunden. Der Sohn muss selber aktiv werden. Was lässt ihn heimkehren? Hanns Werner Dannowski meint, es ist die Kraft der inneren Bilder. Wir bilden sie von Kindheit an. Die weiche Brust, der Geruch der Mutter, der Blick des Vaters, seine Hände, der Tisch, an dem wir saßen. Die memoria meldet sich mit Bildern. Die äußeren Bilder, der junge Mann mitten zwischen den Frauen, das gegenwärtige pralle Leben, sie verblassen gegenüber den inneren Bildern. Manchmal denke ich, ich lebe mein Leben für diese inneren Bildern, meine Erlebnisse, die zu Bildern werden, dass sie vor meinen Augen erstehen durch die memoria. Bilder für die harten Tage, die kargen, die kommen werden. „Ich will aufstehen und zu meinem Vater gehen“. Und es geht gut aus.

Die Geschichte könnte sich jetzt verkehren. Heribert Prantl bemühte diese Woche den Vergleich mit dem Gleichnis vom verlorenen Sohn in seinem Kommentar zum Tod Helmut Kohls, der gestern seine angemessene Würdigung erhielt. Aber da steht Walter der Sohn mit seinem Sohn und seiner Nichte vor der Tür seines Vaters in Oggersheim, um Abschied zu nehmen von seinem Vater und Großvater, aber ein Polizist sagt zu ihnen, dass sie unerwünscht seien. Der andere Sohn, Peter, versucht es erst gar nicht. Der große Mann des Friedens stirbt unversöhnt. Der verlorene Vater. Die Bilder der memoria wirken nicht mehr. Die Familie im Urlaub am Wolfgangsee. Schade, tragisch.

Anders in der Geschichte vom verlorenen Sohn. Der Vater „lief ihm entgegen“. Der stolze Orientale läuft, rennt, sonst schreitet er nur. Der Sohn wird geküsst, ehe er den Mund für Erklärungen, für die wohl vorbereitete Beichte öffnen kann. Und als er seine Beichte ausgesprochen hat „Vater, ich habe gesündigt“, keine Antwort. Sondern Geschenke. Mehr als Geschenke, sondern Zeichen, die seinen Status wieder herstellen. Das Gewand legt man verdienten Würdenträgern um wie der Pharao es einst mit Josef tat. Der Ring ist mit einem Siegel versehen, die Prokura wird ihm erteilt. Schuhe werden ihm angezogen, sie sind Zeichen des Luxus, ein Kalb, kostbares Tier in Israel wird geschlachtet. Ein Hirsebrei für den Sohn hätt's doch auch getan. Nein, ein Festessen. Es wird gefeiert. Der Vater veranlasst das Überflüssige. Liebe fließt über. Das ist keine Verschwendung. Liebe tut das Überflüssige, nicht berechnet, aus Freude. Der Sohn wird nicht durch Belehrungen gedemütigt, nicht einmal durch Vergebung. Wäre er ein guter Protestant, würde er auf seine Sündhaftigkeit bestehen, mit schlechtem Gewissen am Tisch sitzen und auf die Genüsse der Tafel verzichten. Ist er aber nicht. Wir haben gerade noch gesungen „Jesus nimmt die Sünder an“, wir haben in der Epistel aus 1. Tim. von der Sünde gehört, aber in dem Gleichnis von Jesus von Sünde kein einziges Wort. Einfach nur handeln.

Die Moral von der Geschichte. Keine. „So ist Gott“? steht da nicht. Kann man so denken. Aber da steht, dass die Pharisäer und Schriftgelehrten sich ärgern, mit wem er sich alles an einen Tisch setzt. Und da steht, dass Jesus mit den Gleichnissen vom Verlorenen antwortet. Die Geschichte spricht für sich selbst. Sie öffnet dein Herz. Mit der Geschichte vom verlorenen Sohn hat Jesus eine Wirklichkeit geschaffen, die niemand auf der Welt jemals wird auslöschen können.

„Er war verloren und ist wieder gefunden worden“.

Und der ältere Sohn? Ich könnte noch viel zu ihm sagen. Ich mache es kurz: Er klagt. Treue Kärnerarbeit auf dem Hof, ich kann das als Bauernsohn verstehen, nicht einmal ein Böcklein für ein Fest mit Freunden war drin. Er klagt. Er hat Recht. Aber mehr als Recht hat er auch nicht.

Heinz Behrends, Superintendent i.R.

